Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 39 (1934-1935)
Heft: 7

Artikel: Mütterchen der Dreizehn
Autor: G.E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-313032

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und zu hören, was man sehen und hören möchte, spielen eine Rolle. Da das Gefühlsleben beim Kinde stärker entwickelt ist als der Intellekt, so ist es verständlich, dass die Gefühle seine Berichte oft verfälschen. Auch solche Lügen hängen daher nicht vom Willen des Kindes ab. (Schluss folgt.)

Mütterchen der Dreizehn

« Was ist aus dem Rösli geworden? » fragte ich meine Freundin. « Rösli Meinrad? Es härmt sich wegen zuhause. » « Es ist nicht daheim? » « Nein, im Spital unten. Letztes Stadium. »

Ich wusste, woran das Kind sterben wird, wenn vierzehn Geschwister bei einer heruntergewerkten Mutter und einem schwindsüchtigen Vater unter verlöchertem Dach hausen. Wir mochten heute nicht von diesen Dingen reden, sannen aber beide darüber nach. Maja sagte nur: « Man bleibt nicht Schöngeist da oben. » « Um so besser », ich. Sie nickte und führte mich in ihre nach Arvenholz duftende Schulstube, die mit Tannzweigen geschmückt war. Ein ausgebranntes Christbäumchen schlummerte mit Resten bescheidenen Flitters unter dem Fenster. Auf dem Sims lag der Schnee von bläulicher Dämmerung gefärbt.

Da sah ich vorige Schulweihnacht vor mir. In den vordersten Bänken sassen die Kleinsten mit ihren rosiggescheuerten Festtagshändchen. Diese Händchen, beim Liedersingen falteten sie sich, öffneten sich dann und wurden von neuem gefaltet über dem kleinen Bilderbuch, der Orange, dem Leckerbär und den Farbstiften, die jedes erhielt. Die ärmsten Kinder hungerten nach den Körben, worin noch die Kleider lagen, eine Spende aus dem Pfarrdorf « in der Welt unten ». « Hilfe für die Bergbewohner. » Als ich damals, vor einem Jahr, Röslis Blicken begegnete, vergass ich alles andere.

Rösli war das älteste Kind in der Klasse, aber nicht grösser als Beth Brechbühl, die « Reiche », deren Vater zwei Kühe besass. Beth war der Abgott ihres Vaters. Röslis Vater krüppelte bei jedem Wetter mit Säge und Holz auf dem Hausplatz, mitten im Winter und noch an der heiligen Weihnacht. Er stiess die schweigsame Schar der Kinder weg, wenn sie in seine Nähe kam. Das war alles, was ich von Röslis Kindheit wusste, damals im Kerzenschein vor einem Jahr. Rösli sorgte für seine dreizehn jüngeren Geschwister. Rösli hatte abgearbeitete Frauenhände, die demütig auf dem Pult des Schulkindes lagen. Aus seinen versorgten Augen schaute das Mütterchen der Dreizehn mit einem kurzen, mühseligen Lächeln zu meiner Freundin auf. Dann wich auch das Lächeln und mit ihm die scheu hervorgewagte Helligkeit. Rösli sass unbeweglich. Aber die Augen wanderten zu den jüngeren Geschwistern. Sie vermochten sich aber an der Kinderfreude nicht mehr zu begeistern. So müde war Rösli schon. Als die Lichter erloschen waren, kam Leben in seine Mienen. Die Kleinen sollten nun ihre Jacken und Handschuhe erhalten. Bastian und Fritzli konnten ihre Ungeduld nicht zähmen. Da stand Rösli mit leisem Zuspruch neben ihnen, und sogleich wurden sie stiller. Sie warteten in ehrfürchtigem Entzücken.

Endlich hatten alle Kinder zu uns ihr « Bhüet ech Gott! » gesagt. Sie steckten die Tannzweige von den rohgezimmerten Tischen zu ihren betäubend grossartigen Geschenken. Jedes hatte noch irgend etwas zu staunen, zu fragen, zu meinen. Nur für Rösli gab es kein Zaudern. Für Rösli brach augenblicklich

wieder der Werktag an. Da war das Kleinste zuhaus, das Neugeborene. Und auch alle anderen hatten etwas nötig, die Mutter konnte aber nicht überall nachsehen. Rösli sammelte eilig um sich, was von den Dreizehn schon zur Schule ging. Acht Rösligeschwister streckten uns zum Abschied und singenden « Dank ech » die Hände entgegen. Dann zwängte sich das Trüpplein durch die Tür. Dünn und blass ging als Neunte inmitten das Rösli, schützend nach allen Seiten und von seinen Anvertrauten abgeschlossen gegen alle Weite und Leichtigkeit dieser Welt. Am Waldweg hoch über dem Schulhaus mochte das erlebte Glück von neuem in die Schar fahren. Wir erkannten undeutlich, wie sie die Hände lösten. Eins ums andere lief jubelnd über Eis und durch verschneites Gesträuch heimwärts. Rösli folgte mit eingezogenen Schultern. Später wurde der Jubel gedämpft, die Kinder trafen wohl den Vater auf dem Hausplatz. Nach einer knappen Viertelstunde stieg kaum mehr sichtbar ein Rauch in die Luft, dort wo Rösli daheim war. Ach, welch mageres Räuchlein!

« Das Kind wird nicht alt », hatte damals meine Freundin gesagt. Was werden die Dreizehn ohne ihr Mütterchen tun? G. E.

Vom Mädchen zur Frau

Es ist noch nicht allzu lange Zeit vergangen, als Bücher unter diesem Titel Massenauflagen versprachen und fanden. Aufklärung – das war das grosse Modeschlagwort. Und jeder zergrübelte sein Gehirn, wie er's « am besten sagte ». Dass es dank solch heissem Bemühen nun so gekommen wäre, dass zum Allgemeingut geworden wäre, was man dazu zu machen für so notwendig fand, kann man nicht gerade behaupten. Wer mit jugendlichen Menschen zusammen arbeitet, und vor allem mit Töchtern, der merkt gar bald, dass die soviel diskutierte « Aufklärung » eben doch ein eigen Ding ist, und dass man oft bei solchen, bei denen man es am allerwenigsten erwartet hätte, auf eine fast rührend-naive Unkenntnis und Unerfahrenheit stösst. Es ist immer wieder so: man möchte wissen, man ist « lüstern » darauf – aber da heute das Lexikon lange nicht mehr in jedem Hause und noch lange nicht in jedem Schulzimmer steht, fehlt eine der wesentlichsten Quellen, aus denen man mehr schöpfen kann, als einem Gespräch und Beobachtung vermitteln. Und schon ist man wieder all den Zufällen, all den Umweltseinflüssen überlassen. Schon erlebt man an sich selbst, was eine neue Schweizer Schriftstellerin in ihrem Erstlingsroman so unerschrocken realistisch uns schildert. Und wenn dieser Roman nicht den sehr anspruchslosen Titel « Barbara » trüge, der selbst wenn man des Namens Bedeutung nachgrübelte, kaum viel verrät, so hätte seine Verfasserin Luisy Otto (die zur Zeit in Indien lebt) ihm schon ohne Bedenken den der Ueberschrift dieser Zeilen geben dürfen.

Im Buch ist und bleibt die Barbara eigentlich immer das Bärbeli. Nur zweimal wächst es auf zur Barbara – und dahinter steckt dann ein ganz tiefer Ernst. Was Luisy Otto uns erzählt, das ist Bärbelis Schicksal, Bärbelis Erdenweg von der Zwölfjährigen an bis zu der Fünfzigjährigen, die die heimliche Königin des Dorfes wird (wenn man so sagen darf), zu der die Kinder flüchten, weil sie spüren, dass sie eigentlich « nur ein grösseres Kind ist, das, wie sie, sich immer erneute und doch das ganze Wissen der Welt in sich barg »; weil sie spüren, dass man bei ihr gut wird, dass man bei ihr von selbst weiss, was recht ist; weil man sich untereinander lieben lernt gleich wie man sie liebt.